

SONDERTEIL:

Tschernobyl
-
25 Jahre nach der Katastrophe





© Robert Polidori / Camera Work, Berlin, Auditorium in School #5, Pripjat, 2001

Eine Landpartie

von Walter Mossmann

(17. September 2009)

Frühmorgens um halb acht von der elften Etage – dort oben bin ich für ein paar Tage in der Wohnung der Stefanowa untergekommen, *über den Dächern von Kiew* – um halb acht also mit dem tatrig-stabilen Lift runter zur Haustür und raus auf die Saksahanskyj-Straße, wo der Verkehr erstaunlicherweise schon brummt. Alles geht seinen postsowjetischen Gang, nur mein Mietwagen ist noch nicht da. Also steh ich herum, unbestimmt erwartungsvoll, im Frühtau sozusagen, ein nicht abgeholter Ausflügler. Auch das Wetter ist danach, wahrscheinlich wird das heute wieder so ein prächtiger ukrainischer Indiansummerday, knallbunt, vielleicht auch richtig heiß.

Schließlich kommt der Wagen, ein VW-Bus deutscher Herkunft, ursprünglich vielleicht mal als „humanitäre Hilfe“ deklariert (Unsinn! So spricht das notorische Misstrauen der 90er Jahre, heutzutage vermutlich ganz unangebracht, aber es sitzt tief, das Misstrauen). Der Fahrer heißt Igor, der *Guide* heißt Sergij, beide sprechen nur russisch. Ein paar Straßen weiter steigen die Anthropologen zu, Rostyslaw Omeljaschko im grünescheckten Overall, Militarylook, ich weiß nicht, warum, und Olena Tschebanjuk mit einer Frisur, die zu den Farben des Altweibersommers passt, sie trägt flammendes Rot, das leuchtet mir ein. Die Ethnologen sprechen untereinander ukrainisch, und „für später“ hat Olena ein etwas zerlesenes Taschenwörterbuch Russisch-Englisch mitgebracht.

Wir fahren auf einer Ausfallstraße nach Norden. Aber die Stadt will einfach nicht aufhören, eine endlose banlieue. Rechter Hand hinter den Plattenbauten vermute ich in Gegenrichtung den Dnjepr, links muss irgendwo die Schlucht von Babij Jar liegen. „Babij Jar“ – diesen seltsamen Namen hatte ich erstmals im April 1963 gehört, und zwar im Festsaal der Tübinger Uni. Dort trat der Dichter Jewgeni Jewtuschenko auf und rezitierte sein Babij-Jar-Poem. Jewtuschenko, damals gerade 30, wurde als Sowjetrebell gehandelt, das machte ihn mir sympathisch, und außerdem hatte ich zuvor noch nie erlebt, dass ein Poet seine Gedichte vorträgt wie ein Popstar seine Songs, mit Ganzkörpereinsatz und ohne jede Scheu vor Pathos und feuchtfröhlicher Gefühllichkeit. Die Show war toll, die anderen Gedichte erinnere ich nicht, nur eben „Babij Jar“. In der Übertragung von Paul Celan heißt es dort:

Die Internationale –
ertönen, erdröhnen soll sie,
wenn der letzte Antisemit, den sie trägt, diese Erde,
im Grab ist, für immer.

Drei Wochen nach meiner Geburt hat die Nazi-Militärmaschine (mein Vater *ein Rädchen im Getriebe*) die Stadt Kiew in Besitz genommen, eine Woche darauf fand schon der Massenmord von Babij Jar statt. Derweil wurden in der Heimat die Fotos herungereicht, die den treuherzigen deutschen Landser zeigen, wie er als Ausflügler im ukrainischen Sonnenblumenfeld herumtapert (Was hattest Du dort zu suchen, Emil?).

Über alles wächst Gras, oder vielmehr: es wachsen Plattenbauten, Plattenbauten, Plattenbauten. Etwas weiter nordwestlich hinter Babij Jar muss das Konzentrationslager Syrez‘ gewesen sein.

Ob ich beim Stichwort Kiew auch mal an irgendwas anderes denken kann als nur an Nazikram? Ja, natürlich, ich denke gern an *Dynamo Kiew*. Ein wunderbares Ensemble. Die haben doch in den 60er, 70er Jahren einen schnellen eleganten Kombinationsfußball gespielt, hinreißend, und ganz in Weiß traten sie auf, und der westdeutsche TV-Reporter hat jedesmal, wenn die sowjetische Mannschaft in der Totale zu sehen war, wie auf Knopfdruck vom „Kollektiv“ schwadroniert (Subtext: „seelenlos“), vom Kollektiv ohne Individualisten, als ob es sich um irgendwelche Apparatschiks mit Betonstiefeln gehandelt hätte, wir sahen aber leichtfüßige Fußballer, Ballartisten, Künstler, und sie haben unglaublich schnell und elegant gespielt – „kollektiv“ und „elegant“, geht das überhaupt zusammen?

Ganz unversehens hat die endlose Stadt Kiew denn doch aufgehört, und nun fliegt richtige Landschaft am Autofenster vorbei: Felder, Wiesen, Weiden, Bäume, Wälder. Sehr helle Wälder. Kiefern und Birken, gelegentlich Pappeln. Und allerlei Gewässer, Flussarme, Fischteiche, Seen. Diese hellen „russischen“ Wälder der Ukraine kamen in jeder Kriegserzählung vor. Und die Sümpfe natürlich auch, die berühmten Prypjatsümpfe, davon haben die Heimkehrer geraunt, in den Prypjatsümpfen hätten sich die Partisanen versteckt, diese Bestien in Russengestalt, die hätten den erschlagenen Deutschen auch noch die Eier abgeschnitten. Die Partisanen musste man natürlich ausmerzen, da gab es kein Pardon.

Ausgemerzt wurden dann aber entsprechend dem großen Plan die Juden in allen kleinen und größeren Orten der Region, in Mogilev, Gomel, Tschernobyl, Borisov, Vitebsk. Und über 30.000 in Babij Jar. Davon haben die Heimkehrer nicht gesprochen, angeblich nichts gewusst. (Ah, diese verdammte Sechste Armee, wie ich die Götterdämmerungsfilme über Stalingrad hasse!)

Nach zwei Stunden Fahrt dann die Zonengrenze. Stoppschild, Schlagbaum, Passkontrolle. Das letzte Pissoir vor dem verstrahlten Gelände, in das man besser nicht austreten sollte. Die Grenze: ein wirklich abgelegener Ort, auf dem Theater würde man sagen „Freies Feld“. Unser VW-Bus das einzige Auto weit und breit. Die Grenzer gehen mit Sergij und Rostyslaw recht kollegial um, man kennt sich, und ich erfahre nun von Olena unter freundlicher Mithilfe ihres zerfledderten Wörterbuchs, was der martialische Militarylook von Rostyslaw bedeutet: Rostyslaw Omeljaschko trägt ganz offiziell Uniform, er ist nämlich im Dienst, und zwar als Projektleiter des STATE SCIENTIFIC CENTER FOR CULTURAL HERITAGE PROTECTION FROM MAN-CAUSED CATASTROPHES, das dem Tschernobylministerium unterstellt ist. Die *Expeditionsgruppen* dieses Zentrums versuchen seit den frühen 90er Jahren zu retten, was noch zu retten ist. Sie holen regelmäßig aus den verlassenen Dörfern der Zone traditionelle Gerätschaften aus Haus und Hof, aus Landwirtschaft und Handwerk (auch Kunsthandwerk, Töpferei, Glas, Schnitzerei, Textil), Mobiliar, Bilder, regionale Trachten, Musikinstrumente, die traditionellen Einbaumboote und die Fangkörbe der Fischer – das Spektrum ist sehr breit. Sie säubern die künftigen Exponate, so gut es geht, und lagern sie in verschiedenen Magazinen in Kiew, Tschernobyl, Ivankiv, Lemberg. Irgendwann soll daraus ein Museum werden, ein Tschernobyl-Memorial.

Der Schlagbaum gibt den Weg frei, und unser Wagen rollt in die gesperrte Zone. Rechts und links immer noch derselbe helle „russische“ Wald, über uns derselbe nachsommerlich blaue, leicht verwischte Septemberhimmel, und wenn der Wagen mal anhält, höre ich eine fantastische, geradezu beglückende Stille. Aber mein Kopf macht nicht mit. Irgendeine Instanz in mir hat auf Alarm geschaltet und beginnt zu dramatisieren. Sie muss nun unbedingt auf die stummen Bilder der Landschaft eine Tonspur setzen, ein elektrisches Sirren & Flirren und ein Ticken & Tackern wie vom Geigerzähler. Ich sehe nichts, spüre nichts, rieche nichts, aber ich weiß: Diese Zone ist verstrahlt. So ist das eben, wenn einem das mitgebrachte Wissen die unmittelbare Wahrnehmung versaut.

Ich weiß nicht mehr genau, wann ich zum ersten Mal versucht habe, mir eine verstrahlte Landschaft vorzustellen. Vielleicht 1973, als Freia in das Manuskript für eines unserer gemeinsamen Radiofeatures einen Satz über die Atomkatastrophe von Swerdlowsk (1957/58) hineingeschrieben hat. Dort sei ein Gebiet von der Größe Schleswig-Holsteins verstrahlt worden. Damals galt diese Nachricht noch als Räuberpistole, aufgebauschtes Gerede von linken Wichtigtuern, denn die Explosion in der sowjetischen Plutoniumfabrik MAJAK zwischen Tscheljabinsk und Jekaterinburg (= Swerdlowsk) war der bestverheimlichte GAU in der Geschichte der Atomindustrie, und auch die westlichen Atomstromverkäufer wollten darüber nicht geredet wissen. Der russische Biologe Schores Medwedjew hat die Sache aufgedeckt und 1979 in einem Buch dargelegt: „Nuclear Disaster in the Ural“. Aber Freia hat es erstaunlicherweise schon 1973 gewusst und im Südwestfunk verbreitet, und ich habe damals versucht, mir eine derart verseuchte Landschaft vorzustellen, die hellen Wälder, die Gewässer, die Felder, die Dörfer – verstrahlt. Es ist mir nicht gelungen. Man kann sich kein Bild davon machen.

Am 17. Mai 1986, also drei Wochen nach der *Havarie*, habe ich als Gast bei einem Sonderparteitag der Grünen in Hannover eine Tschernobyl-Rede gehalten und versucht, für meine verworrenen Wahrnehmungen Worte zu finden:

Dann redet der Wetterkartenmensch vom Ostwind. Ganz unverfänglich zunächst. Und dann ist ‚es‘ da. Aber was ist denn da in Wirklichkeit? Nichts ist da außer Wissen, und das ist ungenau. Schon die sogenannte Wolke ist nicht sichtbar, nur ein Bild, das sich das Wissen gemacht hat. Nichts zu hören, zu sehen, zu riechen, zu schmecken, anzufassen, nichts. Vor allem kein ‚Schmutz‘. Dieses Saubermänner-Trauma, dieses Idiotengeschwätz von der Umweltverschmutzung! Das Widerwärtige an der Radioaktivität ist ihre Sauberkeit. Wenn ich aus dem Fenster hinausschaue, sehe ich die sauberste Idylle der Welt: da blüht ein Kirschbaum, da weiden zwei Schafe, da pflücken Kinder die ersten Wiesenblumen. Endlich ist es mal wieder warm und grün, und der Wind fährt durch Haare und Röcke – aber das soll alles an diesem Tag nicht wahr sein. Von da und dort höre ich Warnungen der Wissenden: überall strahlende Teilchen, die herum-schweben, eindringen, angereichert werden, Zellen zerstören. Dann diese absurden Becquerelzahlen, über deren Bedeutung ich selber gar nichts weiß, obwohl ich besonders große manchmal in den Mund nehme. Aber was heißt das schon. Das ist ja das Gespenstische: Es findet kein blutiges Drama statt, dessen Tragweite sofort begriffen werden könnte: Hier das Messer, dort die Schnittwunde, das schafft klare Verhältnisse. Hier der Hammer, dort der Schädel – sowas ist verständlich. Wenn unsere Haut wenigstens empfindsam wäre, so eine Art Lackmuspapier, wenn sie sich verfärben würde und eine Reaktion anzeigen! Nichts von alledem – die Schäden, sagt man, werden vielleicht erst in der nächsten Generation auftreten, und beweisen kann man dann den (strittigen) Zusammenhang von Ursache und Wirkung allenfalls mit Hilfe der Statistik. Ich sehe, ich bin vollkommen abhängig von Messungen, denen ich mit guten Gründen nicht mehr traue, und von Interpreten, die ich schon seit über zehn Jahren als Lügner kenne. Die Lage ist fatal, und die Gefühle schwanken. Wenn ich etwas unternehme, ist es vielleicht lächerlich. Wenn ich etwas unterlasse, ist es womöglich fahrlässig. Die Kinder dürfen ihren Dreck nicht genießen, sondern werden dekontaminiert – in der Kneipe verlange ich Konservenfraß statt Salat – kein Ökohändler will je etwas mit glücklichen Hühnern zu tun gehabt haben – wenn es regnet, spielen nur noch Türkenkinder im Sandkasten. Was ist lächerlich? Was ist fahrlässig? Die Gefühle schwanken.

So beschaffen waren meine Sätze im Mai 1986, aufgeschrieben im *Café Irlandais* an der Place de Contrescarpe, Paris, 5ème arrondissement, inmitten von heiteren, sorglosen Kaffeehausbesuchern – in Frankreich, wo die *Electricité de France* das Sagen hat, war die Tschernobyl-Wolke angeblich gar nicht angekommen! – und vorgetragen in Hannover bei der *Außerordentlichen Bundesversammlung* der Grünen vor einem Publikum, das vor Tschernobyl-Betroffenheit nur so triefte, obwohl dieser Parteitag eigentlich vom Hauptwiderspruch *Fundis versus Realos* umgetrieben war. Und jetzt, dreiundzwanzig Jahre später, fahre ich als Tschernobyl-Tourist durch die verstrahlte Zone, erinnere meine Sätze von damals und bemerke: die Gefühle schwanken immer noch.

Neben der Straße tauchen immer mal wieder die vom Wald zugewachsenen, längst verlassenen Bauernhäuser auf, schattenhaft, geheimnisvoll. Ehemalige Dörfer, Weiler, Aussiedlerhöfe, Rostyslaw kennt sie alle mit Namen. Dann, durchaus auffällig in diesem flachen Land, zwei, drei Hügel. Rostyslaw erzählt von einem Dorf, das untergepflügt wurde, weil es zu sehr verstrahlt war, nun liegt es hier unter der aufgeworfenen Erde, unwiederbringlich. Dieser Ort hieß Zalissja. Mich erinnern die Hügel an Kurgane. Und die Bewohner von Zalissja? Man hat sie evakuiert („in zwei, drei Jahren seid ihr wieder zuhause“), und heute, nach einem Vierteljahrhundert, hausen sie irgendwo, mal besser, mal schlechter, zerstreut in unzähligen Ortschaften zwischen Charkiw und den Karpaten, und gelegentlich kriegen sie Besuch von den Ethnologen der Expeditionsgruppe. Olena Tschebanjuk betreibt derartige sekundäre Feldforschung, sie macht Hausbesuche und sammelt mit Tonbandgerät und Videokamera die uralten Volkslieder, Sprüche, Redensarten, Märchen und Legenden aus den Dörfern von Polissja, fotografiert die Menschen, ihre Erinnerungsstücke, Devotionalien, ihre traditionellen Gewänder.

Landschaftlich wirklich wunderschön gelegen die Kleinstadt Tschernobyl, auf einer Anhöhe über dem Fluss Prypjat. Erstmals als Ortschaft erwähnt im 12. Jahrhundert, eine Stadt mit Vergangenheit. Heute eine Stadt mit nichts anderem mehr als Vergangenheit. Provisorisch und ambulant wohnen hier noch ein paar Leute, die im AKW beschäftigt sind oder sonstwie in der Zone zu tun haben, und richtig, ein Hotel gibt es auch („Extremtourismus!“, Olenas Kommentar), und schräg gegenüber dem riesigen verloren-versteinerten Lenin zeigt die Leuchtschrift über dem Postamt die aktuelle Strahlenbelastung an, das schwankt heute zwischen 98° und 101°, auch 3.000° habe es schon mal gegeben, ich weiß allerdings nicht, in welchen Einheiten hier gemessen wird, ich wüsste mit diesem Wissen auch gar nichts anzufangen.

In einem kleinen Park (obwohl – die ganze Stadt Tschernobyl ist ja längst ein reichlich baumbestandener großer tickender Park!) eine Gedenkstätte für die Liquidatoren. Am Eingang eine Plastik in Grünspan, sie stellt eine Kanone aus dem letzten Weltkrieg dar. Artillerie gegen Strahlung? Nein, die Erinnerungskultur greift eben auf die vertrauten Muster zurück, auf alte Gewohnheiten, man zieht den Hut, schlägt das Kreuz und gedenkt der Gefallenen. Tschernobyl-Tag ist so etwas wie Volkstrauertag, Heldengedenktag. Die Blumen am Mahnmal in Tschernobyl erinnern mich an die Blumen in Verdun, an Kriegsgräberfürsorge. Im Tschernobylmuseum in Kiew habe ich eine moderne Ikone gesehen, die den *Heiligen Feuerwehrmann* darstellt. Im angrenzenden Raum eine Grußadresse der New Yorker Feuerwehrleute. Nine Eleven – Tschernobyl? Ja, das sind durchaus verwandte Mythen. Aus dem amerikanischen Mythos resultiert der *Krieg gegen den Terror*, aus dem ukrainischen – ich weiß nicht. Vielleicht ist ukrainische Trauer doch etwas selbstvergessener als amerikanische.

Plötzlich zwischen den Bäumen eine Synagoge aus dem 19. Jahrhundert. Zwei Birken wachsen aus der Fassade heraus. Richtig, die Stadt Tschernobyl hatte auch ihr *Schtetl*. Um 1900 beispielsweise lebten hier 7.000 Juden bei einer Gesamtbevölkerung von etwa 10.000. Seit Mitte des 18. Jahrhunderts habe es hier eine für ganz Osteuropa bedeutende chassidische Dynastie gegeben, begründet von Reb Menachem Nachum Twersky. Das war zur selben Zeit, als hier auch die russischen *Altgläubigen* eingewandert sind auf der Flucht vor der unduldsamen Moskauer Autokratie. Langsam öffnet sich der Blick auf die vergangene Menschengesellschaft von Polissja, deren Geschichte am 26. April 1986 abrupt und definitiv beendet wurde. „Tschernobyl“ ist eben mehr als eine Chiffre für eine Nuklear-Katastrophe. (Die jüdische Geschichte von Tschernobyl endete 1941, und zwar in Babij Jar).

Mit Rostyslaw stromere ich ein bisschen um eine orthodoxe Christen-Kirche herum (ob das gefährlich ist, mit offenen Sandalen herumzulatschen im verstrahlten Gras?), und er rupft im

Kirchhof ein Kraut ab und hält es mir unter die Nase: „Tschornobyl! Tschornobylnyk! Schau Dich um, das wächst hier überall!“ – Ach ja, ich weiß schon, jetzt kommt die Geschichte mit der Apokalypse. Mystizismus spielt in der ukrainischen Volkskultur seit jeher eine große Rolle, manche Ethnologen meinen, Mystizismus sei ein Teil der „slawischen Identität“. Mit großer Begeisterung wurden beispielsweise schon 1986 die Verse 10 + 11 aus Kapitel 8 der Johannes-Offenbarung als Voraussage der Tschernobyl-Katastrophe genommen: *Und der dritte Engel posaunte; und es fiel ein großer Stern vom Himmel, der brannte wie eine Fackel und fiel auf den dritten Teil der Wasserströme und über die Wasserbrunnen. Und der Name des Sterns heißt Wermut. Und der dritte Teil der Wasser ward Wermut, und viele Menschen starben von den Wassern, denn sie waren bitter geworden.* Die Pflanze Wermut ist aber verwandt mit der Pflanze Beifuß, und Beifuß heißt auf Ukrainisch Tschornobyl. Voilà! q.e.d. Im Kiewer Tschernobyl-Museum hat mir eine ahnungslose junge Frau dieses Zitat als eine Prophezeiung des Nostradamus serviert. Das hat mir natürlich gefallen.

Prypjat. Die sogenannte „Geisterstadt“. Ich finde hier nichts Geisterhaftes. Ich finde, diese Stadt ist vor allem leer. Und ich sehe nichts, was ich zuvor nicht schon auf Fotos und in Filmen gesehen hätte. Ich erlebe Prypjat als eine unvergleichliche Installation: Die vom Wald zugewachsenen Wohnblocks, das berühmte Schwimmbad, die berühmte Sporthalle, die berühmte Musikschule das berühmte rostende Riesenrad. Wir sind übrigens nicht die einzigen, die in Prypjat herumgeführt werden. Inzwischen ist Mittag, und der Tschernobyl-Tourismus nimmt zu. Manchmal habe ich den Eindruck, morgens geht hier jemand durch und richtet die Scherbenhaufen, dass sie auch was hermachen, drapiert vielleicht eine Puppe dahin oder einen demolierten Teddybär dorthin, legt am Beckenrand ein Gästebuch aus, riskiert da und dort Graffiti – die ganze Stadt Prypjat ist eine Installation mit derart vielen Bedeutungsebenen, dass mir der Schädel brummt. Die Stadt Prypjat steht ja auch ganz zeichenhaft für den sowjetischen Traum. Im April 1986 war sie noch nagelneu, gebaut erst 1970 für die Belegschaft der *Tschornobyls'kyj Atomnyj Elektro-Stantsija*. Gut, einige sagen *Retortenstadt*, eine dieser in der Sowjetunion seriell hergestellten Industriestädte, wie sie in Sibirien aus dem Boden gestampft wurden, im Kaukasus, in der Ukraine, am Ural, und wie sie jetzt wieder verfallen und ganz ohne GAU grotesk verrostet. Allerdings war Prypjat immer etwas Besonderes, ein Schaufenster für den Rest der Welt, und: dieser sowjetische Traum war gut finanziert und auf dem neuesten Stand. Es gab in dieser Stadt keine alten Leute, Durchschnittsalter 26 Jahre, mietfreies Wohnen, hervorragende Jobs, pro Jahr etwa 1.000 Geburten. 1986 hatte Prypjat 48.000 Einwohner, in Kürze sollten es 80.000 sein.

Dann die *Havarie*. Von einem Moment auf den anderen wurde hier 36 Stunden nach dem Unfall das Leben angehalten. Wie in *Dornröschen*, es fehlen nur die eingefrorenen Bewohner, die man durch Prinzenkuss wieder erwecken könnte. Denn die Bewohner von Prypjat hat man damals in 1.100 Bussen evakuiert. Seither steht die Stadt definitiv leer, der Wald nimmt sie in Besitz, von den Rändern her. Und nun kommen wir Tschernobyl-Touristen vorbei und erleben eine sehr eindrucksvolle Installation.

Höhepunkt jeder Tschernobyl-Tour ist natürlich die Besichtigung von Block IV des Atomkraftwerks, der explodierte Block IV, der zugeschüttete, ummantelte, immer noch unruhige, meine Damen und Herren, sehen Sie hier: der weltberühmte Sarkophag von Tschernobyl! Ständig rollen nun mehr oder weniger luxuriöse Limousinen auf die reichlich vorhandenen Parkplätze, Standardbesetzung: ein Fahrer, ein professioneller Tschernobyl-Guide, ein Dolmetscher, ein Besucher, der für die Erlaubnis, in die Zone eindringen zu dürfen, mächtig gelöhnt hat. Seltsam, je mehr Leute ich treffe, die hier dasselbe tun wie ich, um so lockerer und leichtsinniger werde ich. Die Anspannung, die ich noch an der Zonengrenze gespürt habe, lässt deutlich nach. Stattdessen ein etwas dümmlicher Übermut. Auch ich lasse mich mit meiner Gruppe vor dem Sarkophag fotografieren.

Dann dirigiert uns Rostyslaw zu einer Eisenbahnbrücke über einen kanalisierten Prypjat-Arm, irgend ein betongefasstes Bassin. Er hat einen Laib Weißbrot mitgebracht, reißt ihn in Stücke und wirft die Brotbrocken ins Wasser. Drunten ein wildes Fischgewimmel, alle starren hinunter, vielleicht sehen wir nun endlich mal die redensartlichen AKW-Karpfen, die im radioaktiv verseuchten Kühlwasser zu ungeahnter Größe anschwellen? (In den 70er Jahren war der AKW-Kühlwasser-Karpfen eine beliebte Witzfigur). Nein, die Erwartungen werden gewaltig übertroffen. Wir sehen meterlange Tiere mit riesigem flachen Schädel und breitem Maul, rechts und links lange, bewegliche Barteln, die aussehen wie die gedrehten Schnurrbartschnüre der Zaporozher Kosaken. Es sind Welse. „Tschernobyl Som“ diktiert mir Olena ins Notizheft. Und alle schauen wir hinunter, als hätten wir nun endlich ein sichtbares Bild des Schreckens gefunden, in dieser Nachsommer-Idylle, die fürs Auge so harmlos tut. Endlich etwas Sichtbares! Tschernobyl Som, ein aufgeblasenes Nuklear-Monster! Obwohl das Vieh wahrscheinlich nur so groß geworden ist, weil es von den Tschernobyl-Touristen soviel Brot zu fressen kriegt. Ich schau den Monstern begeistert zu und verstehe, warum sich die Menschheit den Teufel erfunden und derart begeistert immer und immer wieder lustvoll abgebildet hat.

Beim Austritt aus der Zone wieder die Grenzkontrolle und ein Hand-Fuß-Kontaminationsmonitor. Ein vorsintflutliches Gerät, du legst oben rechts und links außen die Hände an die markierte Stelle und trittst mit den Schuhen in die vorgestanzten Fußstapfen, dann ein bisschen Geratter und Geknatter und Spannung, ob die Maschine nun rot oder grün blinkt. Sie blinkt immer grün. Niemand glaubt an dieses Gerät, aber alle freuen sich über Grün. Prima Placebo.

Der Ausflug ist zu Ende, ich habe Hunger. Wart's ab!, signalisiert mir Olena mit ihrem Wörterbuch, „wait a minute!“ Dann biegt der Wagen ab, hinein in den hellen Wald, und da ist auch schon eine passende Picknick-Stelle mit rustikalen Tischen und Bänken, aus diversen Plastiktaschen wird alles ausgepackt, was man bei solchen Gelegenheit auspackt, Brot, Käse, Wurst, Schinken, Tomaten, Gurken, Paprika, und Rostyslaw hat auch schon eine Wodkaflasche bei der Hand und bringt einen Toast aus, der Wodka macht wirklich gute Stimmung, fehlt nur noch das Lagerfeuer, was soll ich sagen?

Seltsamerweise habe ich gut geschlafen in dieser Nacht, im elften Stock, Saksahanskyj-Straße 45, Kiew, Zentrum. „Über alles wächst Gras“, sagt die Sprache in einem gewissen tröstenden Ton. Aber wenn auch das Gras – und das erst recht! – verstrahlt ist? „Das hältst du doch im Kopf nicht aus!“, sagt die Sprache an anderer Stelle.



Walter Mossmann

(* 31. August 1941 in Karlsruhe), ist ein deutscher Liedermacher. Mossmann ist auch als Autor, Journalist, Regisseur, Veranstalter, basispolitischer Aktivist unter anderem in der Anti-AKW-Bewegung bekannt geworden.

Deutscher Kleinkunstpreis (1981), Förderpreis (Stipendium) beim Reinhold-Schneider-Preis der Stadt Freiburg (1990), Ehren-RUTH - Der deutsche Weltmusikpreis (2004)



© Robert Polidori / Camera Work, Berlin, Stairwell in School #5, Pripjat, 2001



TSCHERNOBYL 25 expeditionen

April 2011 - März 2012
Berlin | Kiew | Warschau | Brüssel
Gartow/Wendland | Freiburg

Am 26. April 1986 explodierte der Atomreaktor in Tschernobyl. Nicht nur Teile der Ukraine, Weißrusslands und Russlands wurden verstrahlt. Die radioaktive Wolke überzog halb Europa. Die Katastrophe war aber nicht nur eine ökologische. Die Entwicklung der Kultur einer ganzen Region wurde unwiderruflich gestoppt. Die Ausstellung „Die Straße der Enthusiasten“, Lesungen, Diskussionen und ein internationales Symposium erinnern an den GAU und fragen, ob eine weltweite Renaissance der Atomkraft tatsächlich Realität wird.

Die Ausstellung war bisher in Berlin, Kiew, Warschau und Brüssel.
Die nächsten Stationen sind Gartow/Wendland vom 23. Juli - 3. September 2011
und Freiburg vom 19. September - 29. Oktober 2011.

Detaillierte Programme, Ansprechpartner/innen und weitere Informationen unter:
www.tschernobyl25.org

Freiburg

3. Mai 2011, 20 Uhr

Albert-Ludwig-Universität Freiburg | Kollegengebäude 1, HS 1010

Vortrag Erhard Eppler und Diskussion

Der Supergau und seine Folgen für die Welt

18. September 2011, 11 Uhr

Morat-Institut | Lörracher Str. 31, 79115 Freiburg

Eröffnung der Ausstellung

Die Straße der Enthusiasten

Ausstellung, 19. September - 29. Oktober 2011 (täglich 10-17 Uhr)

Veranstalter: Morat-Institut für Kunst und Kunstwissenschaft

Info: info@morat-institut.de | 0761.4765916 | www.morat-institut.de

18. September 2011, 15-20 Uhr

Literaturbüro Freiburg | Alter Wiehrebahnhof, Urachstraße 40, 79102 Freiburg

Internationales literarisches Symposium

Störfall Text**

Veranstalter: Literaturbüro Freiburg, Literaturforum Südwest e.V.

Info: infor@literaturbuero-freiburg.de | 0761.289989 | www.literaturbuero-freiburg.de

April - September 2011

Freiburg, Schönau im Schwarzwald, Bad Urach, Gösgen

Tschernobildung Politische Vorträge, Seminare, Exkursionen

Veranstalter: Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg

Info: freiburg@lpb-bwl.de | 0761.20773-0 | www.lpb-freiburg.de

September - Oktober 2011

Kommunales Kino Freiburg | Im Alten Wiehrebahnhof, Urachstr. 40, 79102 Freiburg

Filmreihe und Veranstaltungen

Prypjat - Das Unbehagen an der Moderne

Veranstalter: Kommunales Kino Freiburg

Info: kino@koki-freiburg.de | 0761.709033 | www.koki-freiburg.de

17. Dezember 2011 - 18. März 2012

Städtische Museen Freiburg/Augustinermuseum | Augustinerplatz, 79098 Freiburg

Tschernobyl. Expeditionen in ein verlorenes Land

Eine Ausstellung der Ethnologischen Sammlung

Ausstellung geöffnet Di - So, 10 - 17 Uhr

Veranstalter: Städtische Museen Freiburg in Kooperation mit dem Institut für Ethnologie der Akademie der Wissenschaften der Ukraine und Museum für Kunst und Ethnographie in Lwiv/Lemberg

Info: augustinermuseum@stadt.freiburg.de | 0761.201-2520 | www.freiburg.de/museen

Der Stern Absinth - Notizen anlässlich eines verbitterten Jubiläums

von Juri Andruchowytsh

Aus dem Ukrainischen von Sabine Stöhr

Prypjat' ist die einzige Stadt der Welt, deren Alter so leicht zu berechnen ist: 1970 (Gründung) bis 1986 (Untergang). Außerdem existierte es von allen untergegangenen Städten am kürzesten, nur sechzehn Jahre. Kein Kind mehr, aber auch noch kein junger Mann, vielmehr ein noch nicht volljähriger Teenager mit dem Recht auf einen Personalausweis. Statt des Ausweises aber stellte man ihm die Todesurkunde aus. Todesursache: Strahlenkrankheit.

So blitzartig kurz hat kein anderer Ort gelebt. Und seine Zerstörung setzt sich fort – vor allem durch Menschenhand. Nicht nur der Wald frisst Prypjat' auf.

Eine Randbemerkung: wie viele Jahre wohl Sodom und Gomorra existiert haben? Bei aller Fantasie, aber weniger als Prypjat' bestimmt nicht. Um den lieben Gott so in Zorn zu versetzen, konnten sechzehn Jahre nicht genügen. Sodom und Gomorra sind Prypjat' also weit unterlegen, was das kurze Aufblitzen ihrer Existenz betrifft.

Im Falle von Prypjat' kennen wir sogar das exakte Enddatum: der 27. April 1986. Nein, nicht der 26., sondern der 27. – Tag der Evakuierung, nicht des Unfalls. Der Umstand, dass es ein fixiertes Enddatum gibt, hebt Prypjat' auf eine Stufe mit Pompeji. Auch dessen Untergang lässt sich ja exakt datieren, und zwar auf den 24. August des Jahres 79.

Das Gespenst von Pompeji tauchte ganz plötzlich auf, als wir, durch Glasscherben und verfaulte Holzstücke staksend, das Café „Prypjat'“ betraten – einmal das angesagteste Etablissement des Ortes. Das Café lag auf einem Hügel über den Anlegestellen am Fluss. Von hier aus konnte man den städtischen Strand beobachten und die Ankunft der blinden weißen Kiewer Tragflügelboote. Die dem Fluss abgewandte Wand nahm ein buntes Glasfenster ein. UNSER FÜHRER erzählte, dass der Künstler der Überlieferung gemäß auch ein anderes Fenster geschaffen habe, mit dem er das Unheil erst herauf beschwor, und zwar ein Werk mit dem Titel „Der letzte Tag von Pompeji“. Er also hat die Stadt verwünscht. Einen solchen Menschen hätte man niemals beauftragen dürfen, ein Fenster in Prypjat' zu gestalten. UNSER FÜHRER lachte, als er diese Legende erzählte.

„Der letzte Tag von Pompeji“ hätte in jener Zeit des Sozialismus aber wohl kaum als monumental-dekoratives Sujet getaucht, nicht einmal als Replik auf Brjullow. Welcher Klub, welcher Kulturpalast, welches Sanatorium hätte denn Bedarf an so einem Katastrophismus gehabt? Welches Exekutivkomitee hätte wohl ein derartig un-optimistisches Bild bestellt, den Auswurf vulkanischer Lava und den Zorn des Himmels?

Man kann sich allenfalls vorstellen, dass infolge eines schwachen Moments des Künstlers ein uneheliches Werk das Licht der Welt erblickte. Ein Glasfenster nur für sich selbst? Um flüchtige apokalyptische Visionen einzufangen? Kunst, die nicht dem Volk gehört? Kunst um der Kunst willen? Jedenfalls war es ein schwerer Fehler, jenen latenten Decadent nach Prypjat' einzuladen.

Solche wie er ziehen ihr schreckliches Karma überall hin nach und beeinflussen so den bisher glücklichen Verlauf der Dinge.

Wie ihn heute finden, wie ihn zur Verantwortung ziehen für alles, was danach geschah?

* * *

Was zeigt das Glasfenster?

Zuerst muss ich anmerken, dass es fast zur Hälfte zerstört ist. Dass es heute also kein Fenster mehr ist, sondern nur noch ein halbes, das ganz aus Bruchstücken besteht. Die andere Hälfte knirscht unter den Füßen, wenn man unvorsichtigerweise hinein tritt. Übrigens: Der Geigerzähler, den UNSER FÜHRER über der Schulter trug, begann wie wild zu ticken, als wir das Café betraten und zeigte damit eine ernsthafte Verseuchung an. Wir gingen vorsichtig um den Scherbenhaufen herum. Bloß nicht barfuß gehen – sonst wirst du erleuchtet.

Aber zurück zum Fenster. Was übrig geblieben ist, vermittelt den Eindruck übertriebener Farbigkeit. Wenn man die Fensterfarben in physikalischen Kategorien wiedergeben will, dann so oft wie möglich mit den Vorsilben „infra-“ und „ultra-“. Das Fenster ist ungewöhnlich aktiv, es strahlt aus. Üblicherweise verwenden wir das Verb „ausstrahlen“ mit Akkusativobjekt. Man kann „etwas“ ausstrahlen, zum Beispiel Glück. Oder Radioaktivität. Das Glasfenster im Café „Prypjat“ am Ufer des Flusses Prypjat’ in der Stadt Prypjat’ aber strahlt einfach nur aus. Seine Sonne ist vielfarbig. Wie die übrige Welt ist sie gestreift. Die Streifen sind dunkelrot, hellgelb, dunkelblau, hellblau, grün. Der Sommer in seiner ganzen Pracht, in vollster Blüte, im Überfluss – die Gesänge der Wälder, die Stille der Seen, Schilf, Kiefern, summende Bienen in den Himbeersträuchern, Einswerden mit der Natur, das süße Schwellen des Bios.

Später, im Bus, legte UNSER FÜHRER einen Agitationsfilm über das AKW ein, der im vorangegangenen, also dem letzten Sommer vor der Katastrophe aufgenommen worden war. „Und vor allem“, der cholerische Typ im Ingenieursrang, in weißem Kittel und Brille, überschlug sich fast vor Begeisterung, „und vor allem: wir befinden uns hier in völliger Harmonie mit der Natur, sind Frucht von ihrer Frucht! Hast du Lust – dann bade im Fluss, geh’ in den Wald, wandere zwischen den Kiefern umher, sammle eine Pfanne Pilze zum Abendessen, bitteschön, alles da, wir sind mittendrin in der Natur.“

Nur zehn Monate später werden diese lebensfrohe, geschmeidige Person und ihr Wortschwall wie Hohn erscheinen. Im Moment aber – Erfolgspropaganda, der bekannte siegreiche Kontext, in dem die Worte „Mensch“ und „Natur“ ausschließlich in Großbuchstaben geschrieben werden. M und P, MENSCH UND NATUR, MENSCHENNATUR, ein Fest der Harmonie, Baden im Fluss, Pilzesammeln, das friedliche Atom, Kiefernduft, dialektischer Materialismus. Die Bewohner von Prypjat’ stellen den Sieg des wissenschaftlichen Kommunismus dar, seine Verkörperung – sauber, naiv und frech.

Und Sie glauben wirklich, ich hätte „kühn“ statt „frech“ schreiben sollen?

* * *

Das Unvergesslichste an jenem Tag waren natürlich die Welse im Kanal beim AKW. So groß wie Delphine oder Haie, und darin liegt die unwiderruflich grausame Antwort der Natur an den Menschen (jetzt in einem anderen Kontext, in dem beide Wörter normal geschrieben sind). Fische im Wasser beobachten ist schon immer eine meiner Lieblingsbeschäftigungen. Dabei hatte

ich in meinem Leben nur wenig Gelegenheit dazu. Eine davon in Nürnberg, eine in Regensburg. In Nürnberg, glaube ich, gelangte ich zu der Erkenntnis, dass Europa ein Land ist, in dem Fische gut leben. Diese wäre mir verwehrt geblieben, wäre ich nicht gerade im Sommer 1995 nach Nürnberg geraten. Hätte ich mich dort nicht immer wieder auf die Brücken gestellt und hinunter geschaut, auf den Grund, über den langsam die Fische glitten. Und nach Nürnberg kam ich damals nur, weil Walter Mossmann uns eingeladen hatte.

Er kommt mir jetzt nicht einfach nur so in den Sinn, nicht bloß aus Dankbarkeit, sondern weil er einige Monate früher ebenfalls die Welse im Kanal beim AKW beobachtet hatte. In seinem Bericht schreibt er von „...meterlangen Tieren mit riesigem flachen Schädel und breitem Maul, rechts und links lange, bewegliche Barteln, die aussehen wie die gedrehten Schnurrbartschnüre der Zaporozher Kosaken“.

Wer es nicht verstanden hat: Es handelt sich hier um einen ziemlich ätzenden Witz – Welse mit Kosakenschnurrbärten in einem radioaktiven Kanal, unbeweglich im Schlamm vergraben, das kalte Blut der Ukraine, ihr verfettetes fischiges Herz.

* * *

Europa? Ein Land, in dem Fische gut leben?

Was diese Welse angeht, so habe ich da doch erhebliche Zweifel.

Erstens weiß ich nicht, ob sie wirklich so gut leben. Lange, das schon: Niemand angelt und erschlägt sie, alle fürchten sich vor der eindeutigen Überdosis. Wie lange lebt der *Silurus glanis*, der gemeine (nicht radioaktive) Wels? Offenbar fast hundert Jahre. Es ist der langlebigste Fisch unserer Flüsse und Seen. Länger als der Wels lebt nur der moosbewachsene Karpfen, und auch das nur in den Romanen von Aldous Huxley.

Die nicht gemeinen Welse aber (radioactivus verstrahlus), die Prypjat'-Welse also, werden ewig leben. Und wie ihre Körpergröße im Jahr 25 nach der Katastrophe zeigt, werden sie auch ewig wachsen. Bis aus ihnen unsterbliche Monster-Leviathane geworden sind. Ob es ihnen aber so gut geht dabei?

Zweitens weiß ich nicht, ob es sich wirklich um Europa handelt. Europa taucht in unserem Land auf, nur, um kurz darauf wieder zu verschwinden. Es ist schemenhaft wie der Kommunismus der frühen Marx-Engels-Poesie. Es ist nicht zu greifen, besteht ganz aus Nebel, Missverständnissen und Gerüchten.

Im April 1986 war Europa überhaupt kein Thema. Es gab die UdSSR und den Westen, außerdem natürlich China. Was für ein Europa denn? Mitteleuropa? Osteuropa? Wenn „Ost-“, konnte dann überhaupt von einem „Europa“ die Rede sein? Das echte Europa kann nicht Ost- sein. Aus dem Geographieunterricht wussten wir, dass objektiv nur die europäischen Gebiete Russlands und einiger angrenzender Republiken existierten. Die Stadt Prypjat' lag irgendwo in diesen europäischen Gebieten. Aber ganz bestimmt nicht in Europa.

Was aber wäre passiert, hätte es nicht Schweden gegeben, das das Thema des Unfalls hartnäckig verfolgte? Wohl überhaupt nichts, außer dem üblichen Verschweigen des üblichen Megaverbrechens. Die Statistik der Krebserkrankungen haben sie sowieso als geheim eingestuft, Schweden hin oder her. War ja nichts Ungewöhnliches in der SU.

Trotzdem gut, dass es den Gegensatz der Systeme gab. Gut, dass Schweden Aufruhr verursachte und auf die Gefahr für Polen hinwies. Gut, dass Polen schon langsam aufhörte, Freund zu sein, und sich immer mehr nach Westen wandte. Diesmal wandte es sich von der radioaktiven Wolke ab

– den Atem anhaltend und angeekelt die Nase rümpfend. Gut, dass Polen Angst bekam und das Geschrei Schwedens aufnahm.

Frankreich jedoch hörte nicht auf, Freund zu sein, und stritt alles ab. Keine Gefahr, sagte Frankreich, alles im grünen Bereich. Gut, dass es damals keine Europäische Union gab. Sonst hätte die wieder eine ihrer absolut beschämend-unentschiedenen Entscheidungen (verzeihen Sie das Oxymoron) getroffen – so wie während des Kriegs in Georgien, Hauptsache, die Russen nicht verärgern.

Gut, dass Deutschland die Erfahrung der 1970er Jahre hatte, als Hunderttausende, sogar Millionen sich zu Protestzügen gegen die Atomkraft versammelten, angeführt von einigen Dichtern mit Gitarre und Tröte. Gut, dass die deutschen Grünen schon am 17. Mai einen Sonderparteitag in Hannover abhielten. Der 17. Mai ist der Tag, an dem ich folgende Zeilen schrieb:

Das Blut verändert sich. Fort der Kastanien Weiß-Rot.
Beeilt euch zu leben, übrig nach großer Not.
Gerade hier liegt vielleicht die Rettung – diese Zeit zu sehen
als letztes Erblühen. Sie wird uns schnell vergehen.

Niemand hat verstanden, wovon sie handeln. Walter Mossmann aber, der es natürlich verstanden hätte, wusste noch nichts von ihrer Existenz. „...und ich habe damals versucht“, schrieb er, „mir eine derart verseuchte Landschaft vorzustellen, die hellen Wälder, die Gewässer, die Felder, die Dörfer – verstrahlt. Es ist mir nicht gelungen. Man kann sich kein Bild davon machen.“

Ein Dutzend Jahre später antwortete ich ihm: „Was waren unsere ersten Reaktionen? Sie verstehen heißt verstehen was es bedeutet, den Wind zu fürchten, den Regen, das grüne Gras, das Licht“. Und weiter schrieb ich von der „Anwesenheit eines anderen Todes – nicht spürbar, nicht sichtbar, eines ‚wachsenden Todes‘, eines Todes so bar jeder Form (und nach Hegel also auch jeden Inhalts), dass jeder Widerstand seinen Sinn verlor“.

Die Staatsmacht aber forderte, diesen Widerstand zu leisten. Unbarmherzig warf sie von Anfang an ganze Esquadronen irrer Retter in die Zone – so, wie sie im Krieg Massen von nicht uniformierten, unbewaffneten Männern aus den „soeben befreiten Gebieten“ zur Vorwärtsattacke zwang. Die Staatsmacht befahl den Widerstand und beschleunigte ihr Ende. Obwohl niemand das vorausgesehen hat. Es schien, eher würde das Ende der Welt eintreten als das Ende eines so wunderbaren, epochalen Imperiums.

Der Widerstand hieß: Desaktivierung. In der Zone X den Schmutz abwaschen. Was sich nicht abwaschen lässt – in die Erde vergraben. Was sich nicht vergraben lässt – liegen lassen.

Da war aber auch noch ein anderer Widerstand, der im Marodieren bestand. Als hätten die Menschen beschlossen, der Verstrahlung der Materie zu begegnen, indem sie sie aufteilten, also sich fremde Dinge aneigneten. Als ob das, was man aus einem fremden Hause trüge, sofort die tödliche Strahlung verlöre.

Prypjat' ist daher nicht nur eine verlassene, sondern auch eine geplünderte Stadt, eine Stadt zum Mitnehmen. Daher ihre besondere Anziehungskraft. Keine Stadt mehr, sondern ein von immer neuen Retter- und Liebhaberhorden vergewaltigter Körper.

* * *

In seinen Notizen nennt Walter Mossmann Prypjat' eine „unvergleichliche Installation“. Auch ich konnte mich manchmal des Eindrucks nicht erwehren, dass es sich eher um die Fragmente einer bewusst geschaffenen und weiter methodisch fortentwickelten Ausstellung in einer Contemporary Art-and-Ecology Zone handelte – nur dass die Kuratoren monatelang den Bogen über-

spannten, wovon, auch monatelang, die Dosimeter verrückt spielten. Aber nicht nur sie – etwas später bekennt Walter Mossmann: „Die ganze Stadt Prypjat’ ist eine Installation mit derart vielen Bedeutungsebenen, dass mir der Schädel brummt.“ Ich greife das Brummen seines Schädels auf und versuche, wenigstens die übergeordneten Bedeutungsebenen aufzuzählen – ich will die Frage formulieren, worin die Semiotik von Prypjat’ liegt. Selbst bei mir werden es mehr als zwei Ebenen. Hier die ersten fünf.

- Ökologisch.
- Politisch.
- Sozial.
- Lyrisch.
- Mythologisch

In Zusammenhang mit Letzterem erscheint er – der Freund der Menschen und Feind der Götter, Übermensch und Beinahegott, also der Titan.

* * *

Prometheus, und nicht irgend ein Sabaoth oder Jehova, hat den Menschen aus Lehm erschaffen. Welches Wort dringt zuerst in unser assoziatives Bewusstsein, wenn wir seinen Namen hören? Richtig – „Feuer“. Dabei sollte es „Lehm“ sein, wenn auch roter. Die Bedeutung des von den Göttern um der Menschen willen gestohlenen Feuers kann man nur erfassen, wenn man den Faktor Lehm berücksichtigt – also den Umstand, dass Prometheus sich weiter um seine Geschöpfe aus Lehm sorgen musste. Sorge kann brennend sein. Nur beim Brennen wird Ton hart und stark. Wir können dem Feuer nicht entkommen. Um so weniger, wenn das Feuer in einem Kernreaktor wütet.

Prometheus ist der Liebling der Romantiker. Als hätten sie sich verschworen, besangen sie in ihm, einer nach dem anderen, die aufopfernde Revolte gegen die überkommene Ordnung der Dinge. Nicht verwunderlich, dass sich Schewtschenko in seinem vor allem konkret-politischen Poem „Der Kaukasus“, zuerst von dem lossagen musste, der für dreißigtausend Jahre (was für eine Freiheitsstrafe!) an die Felsoberfläche gekettet ist. Dazu passt auch der Adler – der zwar wohl kaum doppelköpfige, trotzdem aber absolute, imperiale Verzehrter der Leber.

Auch in der Epoche des Sozialismus blieb Prometheus Liebling – vor allem der spätsowjetischen Elektroenergie. Eine Art Schutzpatron immer neuer Kraftwerke und der dazugehörigen Ansiedlungen. Als sei die Lösung von der Elektrifizierung des ganzen Landes seine Erfindung gewesen. Prypjat’ musste ein Zentrum seines Kultes werden. Der dadurch herauf beschworene nächste Schlag der neidischen und gierigen Götter traf den Reaktor.

* * *

Zweitens natürlich der Stern, der Stern Wermut. Die Verse 10 und 11 aus dem 8. Kapitel der Offenbarung des Johannes wurden bei uns schon im Sommer 1986 breit zitiert, also kaum einen Monat nach der Katastrophe. Wermut ist ein seltsamer, irgendwie sinnloser Name, wenn es wirklich um einen Stern geht – selbst wenn damit ein Komet oder Meteorit gemeint ist. Warum sollte ein kosmischer Körper den Namen einer Wiesenpflanze tragen? Seinen Sinn erhält der Name erst in Zusammenhang mit dem Ort der Katastrophe.

Wermut bedeutet das doppelte A – Apokalypse und Absinth. Beide sind spezielle Extrakte: von geheimem Wissen und von Bitterkeit. Wenn geographische Namen übersetzt würden, dann wäre international nicht vom Tsch-AKW die Rede gewesen, sondern vom AAKW. Von der technologischen Katastrophe nicht in Tschernobyl, sondern in Absinth.

Da ist natürlich noch ein drittes „A“ wie angelus (der dritte Engel, der in die Posaune stieß). Ist nicht er es, den wir zwischen anderen Figuren auf dem erwähnten Glasfenster im Café erkennen, ein weiterer pompejanischer Gruß des Künstlers? Auch wenn er als fliegendes Mädchen verkleidet ist (die Brüste!), auch wenn seine Flügel unsichtbar sind, so verfügt er als wichtigstes und bezeichnendstes Zeichen doch über die Posaune. Engel können keine weiblichen Geschlechtsmerkmale haben, schon gar keine äußeren, denn Engel haben kein Geschlecht. Als Mädchen ausgeben können sich Engel aber schon. Lange Haare und die Abwesenheit der männlichen Geschlechtsmerkmale, selbst der inneren, erlauben das. So einer ist vielleicht der Engel auf dem Glasfenster. Sein Autor wusste es nicht, irgend etwas aber ahnte er. Und Ahnungen sind oft stärker als Wissen.

* * *

Wir fahren über den Lenin-Prospekt in die Stadt der Elektrischen Sonne ein. Auf dem Platz vor dem Kulturpalast „Energetik“ stiegen wir aus dem Bus, dort, wo der Lenin- den Kurtschatow-Prospekt kreuzt. Eigentlich müsste man in diesen Sätzen überall das Epitaph „ehemalig“ verwenden – mindestens sechs, vielleicht auch sieben Mal. Die Ehemaligkeit ist das erste und wichtigste Kennzeichen von Prypjat'. Sie zwingt dazu, das Gedächtnis einzuschalten, und zwar voll und ganz. Das Gedächtnis muss für alles andere arbeiten, denn alles andere gibt es in Prypjat' nicht mehr.

In meinen Kinder- und Jugendtagen habe ich oft von Yucatán und seinen verlassenem Dschungel-Städten geträumt. Ich stelle den Vergleich an, obwohl es zu schön und daher unfair scheint, Prypjat' mit ihnen zu vergleichen. Aber es geht ja darum, wie die Natur sich zurück erobert, was ihr gehört, wie sie zurückkehrt. Es geht um manchmal schon undurchdringliches Gestrüpp, um ehemalige Höfe, Bäume auf Dächern und in Treppenhäusern, um Rehe und Wildschweine, die plötzlich den Prospekt irgend so einer Freundschaft der Völker kreuzen (einer ehemaligen: heute Freundschaft der Viecher), um außerirdische, hypertrophe Pilze, bis zum Hut angefüllt mit Röntgenstrahlen. Die Natur ist zurück und hat sich das Verlorene hundertfach wiedergeholt. Der mit-leidslos-unbestechliche Triumph der Natur über das System zeugt von der Unnatürlichkeit eben dieses Systems. Davon, dass die Stelle, wo sich Kurtschatow und Lenin kreuzen, die Grenzen der Ordnung der Dinge überschreitet und entsetzlich gefährlich ist.

Am schlimmsten hat es den Vergnügungspark getroffen, dessen Riesenrad man sich besser nicht mehr nähert. Wie UNSER FÜHRER erzählte, fehlten nur etwa vier Tage bis zur Eröffnung. Sie sollte am 1. Mai stattfinden, alles stand bereit, die Karussells gut geölt, es fehlte nur das Handzeichnen des Direktors, der Tusch des Orchesters, man brauchte nur noch das rote Band durchschneiden und die Massen hereinlassen. Die Bewohner von Prypjat' zählten, gemeinsam mit ihren Kindern, die Tage: zehn, neun, acht, sieben, sechs, noch fünf Tage bis zur Eröffnung!

Ungefähr genauso lange dauerte es noch bis zum Kommunismus. Davon zeugte der wachsende Wohlstand, die Kiewer Torten, die zu kaufen man sogar aus Kiew nach Prypjat' reiste. Während ich über zerbrochenes Glas und andere knirschende Überreste stieg, bemerkte ich die unzähligen Gasherde und Kühlschränke im Geschäft „Regenbogen“. Hier ist sie also verwirklicht, diese höchste, diese wirklich allerhöchste, diese Moskauer Versorgungskategorie!

Farbe Nummer Eins der Stadt Prypjat' sollte die Farbe dieser Herde, Kühlschränke und Waschmaschinen sein – ideales Weiß, die Summe des Regenbogens, Zeichen für Fleckenlosigkeit und Reinheit, Erscheinung absoluter Sauberkeit und Sterilität, Farbe von Kitteln, Flügeln, Aprilgärten und schnellen Booten auf ebenso weißen Tragflächen, die regelmäßig in der Stadt anlegten.

Und wenn wir uns die Engel angezogen vorstellen, dann ist Weiß die Farbe ihrer Spezialkleidung.

Als ich durch den ehemaligen Kulturpalast „Energetik“ streifte, musste ich an den dritten Mythos denken, gleichzeitig das Phantom dieser Stadt. Sein Name ist der HARMONISCHE MENSCH – das von Prometheus geschaffene Muster, Tonprodukt Nr. 1, unermüdlicher und gewissenhafter Arbeiter, glänzender Tänzer mit absolutem Gehör und Samtstimme, Weltmeister im Schach und Schwimmen sowie Akrobatik, Numismatik und Gymnastik. Auf dem stark abgeblätternen Wandgemälde im Foyer vereinigten sich ARBEITER, INGENIEURE und WISSENSCHAFTLER in neuartiger Dreieinigkeit mit vorbildlichen BAUERN und drehten sich glücklich im Tanz. Im Konzertsaal klang noch das Echo der sowjetischen Pop-Sänger Leontjew, Antonow und Rotaru, ihr „Lavendel“, und anderer.

Später in der Werkstatt des Klubs, die voller Portraits der Politbüro-Mitglieder stand, versuchte ich, mich ihrer Namen zu erinnern. Bei der Armee mussten wir sie auswendig lernen, um diese ganzen Gutmenschengesichter im Falle eines Falles unterscheiden zu können. Wie aber Woronow von Kapitonow unterscheiden? Ustinow von Tichonow? Gromyko von Kunajew? Oder – noch komplizierter – wie in Solomenzew Worotnikow erkennen? Wie das Ideale vom Idealen unterscheiden? Das Positive vom Positiven? Das Vollendete vom Harmonischen? Das Gute vom Besseren?

Die Stadt Prypjat' starb, weil sie unfähig war, auf diese Fragen Antwort zu geben. Der HARMONISCHE MENSCH hielt seinen eigenen Fortschritt nicht aus und verschluckte sich vor Glück.

* * *

P.S. Aus den Erzählungen UNSERES FÜHRERS ist mir auch Folgendes in Erinnerung geblieben. Während der Neujahrstage 1986 stürzte der riesige städtische Tannenbaum vor dem Kulturpalast „Energetik“ zweimal um. Kaum einer der Stadtbewohner schenkte diesem Vorzeichen Beachtung.



Juri Andruchowytsch

(*13. März 1960 in Stanislaw, heute: Iwano-Frankiwsk), ukrainischer Schriftsteller. Begründete 1985 zusammen mit seinen Freunden Oleksander Irwanets und Viktor Neborak die heute schon legendäre literarische Performance-Gruppe Bu-Ba-Bu. Bis heute hat er fünf Gedichtbände sowie fünf Romane veröffentlicht. Andruchowytsch verfasst literarische Essays und übersetzt aus der deutschen, polnischen, russischen und englischen Sprache. Im Jahre 2000 publizierte er in Polen zusammen mit dem polnischen Schriftsteller Andrzej Stasiuk das Band „Mein Europa“ (deutsche Ausgabe: edition suhrkamp, 2004). 2005 ist beim Suhrkamp Verlag sein Roman „Zwölf Ringe“ erschienen, 2006 - „Moscoviada“ und 2008 - „Geheimnis“.

Herder-Preis der Alfred Toepfer Stiftung, Hamburg (2001), spezieller Erich-Maria Remarque Friedenspreis der Stadt Osnabrück (2005) und Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung (2006). Juri Andruchowytsch verfasste aus Anlass des 25. Jahrestags der Reaktorkatastrophe den Essay „Der Stern Absinth. Notizen zu einem verbitterten Jubiläum“.



© Robert Polidori / Camera Work, Berlin, Classroom in Kindergarten #7, Pripjat, 2001

